

Carolin Fischer / Beatrice Nickel (Hrsg.)

Französische und frankophone Literatur in Deutschland

(1945-2010)

Rezeption,
Übersetzung,
Kulturtransfer

PETER LANG
Internationaler Verlag der Wissenschaften

Einleitung

In der heutigen Zeit, da das Buch zu einer Ware wie fast jede andere – oftmals mit wesentlich kürzeren ‚Verfallsdaten‘ als Konservendosen – geworden und den mitunter rauen Gesetzen des Marktes unterworfen ist, Rechte höchstbietend versteigert werden und Agenten gezielt nach der gewinnträchtigsten Publikationsmöglichkeit für ihre Autoren suchen, überrascht es beinahe zu lesen, welche politisch brisante und kulturpolitisch relevante Rolle der Literatur zukommen kann oder zumindest konnte. So wird dieser Band eingerahmt von zwei Beiträgen, die sich gewissermaßen als Alpha und Omega mit der aktiven Rolle der französischen Politik für die Verbreitung ihrer Literatur östlich des Rheins befassen.

Doch gerade der Vergleich dieser beiden Artikel macht deutlich, wie grundsätzlich sich die Bedeutung gewandelt hat, die dem geschriebenen und gedruckten Wort beigemessen wird: Kann Joseph Jurt noch einen regelrechten „Hunger nach Literatur“ für eine Epoche konstatieren, für die man aus heutiger Sicht fälschlich vermuten könnte, dass die enormen materiellen Probleme Geistiges in den Hintergrund verdrängt hätten, zeigt der Beitrag von Jean-Claude Crespy, wie sehr die französische Politik sich heutzutage auf die Mechanismen des Buchmarktes und die Solidität der guten nachbarschaftlichen Beziehungen verlässt.

Jurt beleuchtet die verschiedenen Facetten des Rezeptionsprozesses nach 1945 und attestiert der Literatur eine „wichtige Funktion“, um die „beschädigt nationale Identität neu zu begründen“. So ergänzten sich ein gesteigertes Publikumsinteresse und die ‚ideologischen‘ Intentionen der Besatzer optimal. Zu Recht unterscheidet er „zwei Ebenen“ der Literaturvermittlung: die materielle und die intellektuelle, wobei erstere in der Literaturwissenschaft wenig Beachtung findet, obwohl sie dominant sein kann. So zeigt sich, dass Papierknappheit oder -rationierung wie im Nachkriegsdeutschland oder der DDR ebenso in Betracht gezogen werden müssen wie finanzielle Erwägungen der Verlage. Nach 1945 konstatiert Jurt sowohl ein großes Interesse an den Werken der „Vertreter eines engagierten Humanismus, vor allem Saint-Exupéry“ als auch des Existentialismus. Doch nicht nur Sartres Stücke füllten die Theatersäle, auch Dramen anderer französischer Autoren fanden großen Widerhall.

Im Ausklang seines Artikels liefert Jurt Zahlen, die den deutlichen Rückgang des Anteils von Übersetzungen aus dem Französischen am deutschen Buchmarkt belegen, und verweist, wie auch Crespy, darauf, dass französische theoretische und philosophische Texte hingegen rege rezipiert werden. In diesem Zusammenhang sei der relativ kleine Matthes und Seitz Verlag hervorgehoben, dessen französisches Programm auch unter der neuen Geschäftsführung konse-

quent fortgesetzt wird, und zwar sowohl auf literarischer (Barbey d'Aureville, Maurice Leblanc) als auch auf essayistisch-theoretischer Ebene.¹

Eine überraschende Parallele zwischen der Entwicklung im Westen Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg und derjenigen während des letzten Jahrzehnts der DDR sind die Widerstände respektive das relative Desinteresse, die die Rezeption der Surrealisten verhinderten. Der Beitrag von Brigitte Sändig ist insofern ungewöhnlich, als sie sowohl aus „einer Perspektive früheren [persönlichen] Involviertseins“ als auch aus der einer Wissenschaftlerin schreibt, die hier gewissermaßen ein Résumé zieht und beide Stränge miteinander verbindet. Spannend sind insbesondere die Strategien, vom Regime nicht erwünschte Autoren dennoch zu publizieren, was durch die ‚Hintertür‘ der Anthologien oder schlicht durch kluge ‚Umetikettierung‘ möglich wurde: So erschienen beispielweise

Camus, Sartre, Beauvoir und Gide zuerst in Sammelbänden, wohingegen die als „dekadent“ verschrienen Surrealisten kurzerhand zur Avantgarde erklärt wurden.

Die Verzerrungen, die durch eine solche Vielzahl von Faktoren entstehen, dienten Danielle Risterucci-Roudnicky als Ausgangspunkt ihrer Forschungen, die inzwischen in Form der Transfer-Bibliographie *Nausikaa*² als eindrucksvolles Ergebnis vorliegen. Wie Sändig kann auch Risterucci-Roudnicky auf persönliche Erfahrungen zurückgreifen, die ihr als Basis einer grundsätzlichen Reflexion dienen. Aus der Feststellung, dass die „französische Literatur“ in der DDR eine andere war als zur selben Zeit im Ursprungsland und dass durch die Zensur „eine bestimmte Literatur aus Frankreich ihre subversive Kraft zurückerhielt“, folgte für sie, dass es eben keine „ausländische Nationalliteratur“ gibt, sondern jedes Land nur spezifische Ausschnitte oder Bruchstücke fremder Literaturen rezipiert und sich damit ein jeweils eigenes Bild schafft. Es handelte sich dabei um eine Erkenntnis, die im Konzept und schließlich in der Realisierung der Transferbibliographie mündete.

Man möchte kaum glauben, dass selbst in der Bundesrepublik der Kohl-Ära politische Implikationen noch einen wesentlichen Einfluss auf die Publikation französischsprachiger Literatur hatte, aber es ist kein Zufall, dass ausgerechnet das Verlagshaus des DGB Heinrich Stiehler mit der Herausgabe der Werke Panaït Istratis betraute. Interessant ist in diesem Kontext die Parallele zum Er-

1 So zieren die Namen Antonin Artaud, Jules Barbey d'Aureville, Roland Barthes, Georges Bataille, Jean Baudrillard, Maurice Blanchot, Léon Bloy, André Breton, Michel Butor, Jean-Henri Fabre, Théophile Gautier, Jean Giono, René Girard, Pierre Janet, Paul Lafargue, Michel Leiris, Jonathan Littell, André Masson, Valère Novarina, Arthur Rimbaud, D.A.F. de Sade und Jacques Yonnet den Umschlag des Herbstprogramms 2011 des Verlags.

2 Risterucci-Roudnicky, Danielle (in Zusammenarbeit mit Francis Segond), *Nausikaa. La réception de la littérature française en RDA (1945-1990). Une bibliographie de transfert*, Paris 2010.

scheinen von Charles-Ferdinand Ramuz' Werken, die sich wie diejenigen Istratis zu Lebzeiten des Autors einer nicht unerheblichen Popularität erfreuten, um zeitweilig beinahe in Vergessenheit zu geraten. Während Anne-Laure Pella die kulturpolitische Relevanz der Ramuz-Rezeption betont, zeigt Stiehler, wie realpolitische Entscheidungen und Ereignisse Rezeptionsprozesse steuern können. So diente eine ideologische Lektüre der Romane Ramuz' der so genannten „Geistigen Landverteidigung“, indem man den französischsprachigen Texten eine „helvetische Synthese“ unterstellte, woraus sich grundlegende Unterschiede der Wahrnehmung der deutschsprachigen Übersetzung in Deutschland und in seinem Heimatland ergeben, die Pella auch noch in den 1990er Jahren nachweisen kann.

Wurde Ramuz sowohl als „helvetische Synthese“ als auch als Autor einer „zeitlosen Vision der *conditio humana*“ verstanden, so galt Panaït Istrati je nach Standpunkt des Betrachters als Verräter oder klarsichtiger Beobachter, wenn nicht sogar als Visionär, der 1929 seine Enttäuschung nach einem 16monatigen Aufenthalt in der Sowjetunion publizierte. Mit dem kulturtheoretischen Ansatz Raymond Williams' analysiert Stiehler den Rezeptionsverlauf, zeigt, wie das Publikumsinteresse gezielt geweckt wurde, wobei der ästhetische Genuss der meisten Leser keineswegs politischer Natur war. Sowohl hier als auch bei Pella tritt die zentrale Rolle hervor, die einzelnen Personen in einem Transferprozess einnehmen können. Im Falle von Ramuz war dies Hanno Helbling, Übersetzer nicht nur seiner Werke, sondern auch von Proust, Shakespeare und Leopardi sowie langjähriger Feuilletonchef der NZZ, der wesentlich zur Verbreitung des waadtländischen Autors am Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts beigetragen hat. Stiehler hingegen zeigt, wie ein „borniert-mechanischer Urteilspruch von Enzensberger (der bis dahin offensichtlich keine Zeile Istratis im Original gelesen hatte) [genügte], um ihn auch weiter in der Versenkung zu halten“. Erst dank der Publikation der vierzehnbändigen Werkausgabe und dem gleichzeitigen Fall der Mauer konnte eine „radikale Wende in der Istrati-Rezeption“ erreicht werden.

Wie stark gänzlich außerliterarische Ereignisse die Wahrnehmung einzelner Autoren bestimmen können, zeigen paradigmatisch die deutsche Reaktionen auf das Erscheinen von Houellebecq's *Elementarteilchen*, die wesentlich durch den Skandal um die wenige Wochen zuvor gehaltene Elmauer Rede Sloterdijks geprägt wurde, ein rein zufälliger Konnex, durch den der Schriftsteller bei uns zum Intellektuellen geadelt wurde (s. van Treeck). Solche Koinzidenzen, die sich in der Regel wenig als Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen eignen, werden besonders von den beiden Beiträgen unterstrichen, die direkt aus der Praxis der Kulturtransfers stammen: Die Übersetzerin Doris Heinemann beleuchtet nicht nur die Komplexität ihrer Arbeit, sondern sie betont ebenfalls die Bedeutung persönlicher Beziehungen wie auch schlicht des Zufalls. Auf den „Faktor Mensch“ als wesentliche Größe verweist auch der langjährige Direktor zweier Instituts français in Deutschland und jetzige Kulturattaché in Wien Jean-

Claude Crespuy. Um ein Beispiel zu nennen, das nicht in den Beiträgen erwähnt wird: Die Romane der Goncourt-Preisträgerin Paule Constant erschienen zwischen 1995 und 2003, zuletzt in den exzellenten Übersetzungen des Schriftstellers Michael Kleeberg, bei der Frankfurter Verlagsanstalt. Über den beruflichen Kontakt entstand ein privater, der in die Ehe von Verleger und Tochter der Autorin mündete, die inzwischen geschieden wurde. In der Folge kam Constants letzter Roman, *La bête de chagrin* (Gallimard 2007), im Jahr 2009 bei der Deutschen Verlagsanstalt heraus.

So wie im 18. Jahrhundert die Erkrankung des Schauspielers Garrick auf seinem Grand Tour in Paris dazu führte, dass er mehrere Monate in der Stadt blieb und in Salons Szenen aus Shakespeares Dramen vorführte, was deren Wahrnehmung in Frankreich wesentlich beförderte, so geht nach wie vor vom Engagement Einzelner oftmals eine wesentliche Wirkung aus. Konstatiert Mirjam Tautz, dass Jean Echenoz, nachdem er „langsam und vorsichtig“ in Deutschland eingeführt worden war, zwischen 1992 und 2000 nicht mehr übersetzt wurde, um seitdem regelmäßig in der Fassung des preisgekrönten Übersetzers Hinrich Schmidt-Henkel im Berlin Verlag publiziert zu werden, so sind auch hier wieder die Faktoren Mensch und Zufall entscheidend. Sicher war es hilfreich, dass der Autor 1999 für *Je m'en vais* mit dem Prix Goncourt ausgezeichnet wurde, doch Tautz betont zu Recht, dass dieser Preis im Jahre 2005 im Falle von Sylvie Germain eben nicht genügt hat, der Autorin erneut ein deutsches Podium zu verschaffen. Vielmehr war es entscheidend, dass der Lektor Delf Schmidt nach langjähriger Tätigkeit beim Rowohlt-Verlag nach Berlin wechselte, und dort gezielt ein kleines aber exquisites Programm französischer Literatur aufbaute (so erschien *Die Wohlgesinnten* unter Schmidts Ägide ebenfalls im Berlin-Verlag) und einen ebenso ausgezeichneten wie für Echnoz passionierten Übersetzer hat gewinnen können. Doch genügt selbst ein solches Engagement nicht immer: 2006 hatte Schmidt Christian Oster, bis dato bei Eichborn auf Deutsch publiziert, mit *Mein blindes Schicksal* ins Programm genommen, und zwar in der Übersetzung von Doris Heinemann, die im Gegensatz zu Liz Künzli der Komik des Romans vollauf gerecht wurde; dennoch blieb es bei dieser einen Publikation. Zum einen war die Reaktion der Presse auf den Roman quasi inexistent, was sich entsprechend negativ auf die Verkaufszahlen auswirkte, und überdies konnte das folgende Buch des Autors den Lektor nicht überzeugen – was wiederum die Vielschichtigkeit solcher Entscheidungen für oder gegen Transferprozesse belegt.

Auf die Funktion der Verlage im Transferprozess gehen sowohl Mechthild Gilzmer als auch Mirjam Tautz und Christian van Treeck ein. Letzterer unterstreicht, wie wichtig es für den Status eines Autors ist, dass sein Werk regelmäßig von einem Verlag ‚gepflegt‘ wird – was im Übrigen unabhängig davon gilt, ob die Werke im Original oder in einer Übersetzung erscheinen. Trägt die konsequente Verlagspolitik von Diogenes, DuMont und vom Berlin-Verlag zweifellos zur Popularität von Philippe Djian, Michel Houellebecq und Jean Echenoz

im deutschsprachigen Raum bei, so findet sich dergleichen für die frankophone marokkanische Literatur nur mit der einen Ausnahme von Tahar Ben Jelloun. Auch hier ist es wieder Delf Schmidt, der wesentlich dazu beigetragen hat, dass der Autor regelmäßig erst vom Rowohlt- und seit 2000 vom Berlin-Verlag publiziert wird und sich somit als feste Größe im deutschen Literaturbetrieb etablieren konnte.

Doch gilt selbst für Ben Jelloun, was Gilzmer grundsätzlich konstatiert, dass nämlich größere deutsche Verlage sich erst an die maghrebinsche Literatur wagen, „wenn das Terrain von anderen [d.h. kleineren] vorbereitet wurde“. Ihre Untersuchung, ob die Übersetzungen „einen repräsentativen Ausschnitt der literarischen Aktivitäten“ darstellen, führen zu einer „ernüchternden Bilanz“. Die „kulturspezifischen Wahrnehmungsdispositionen“ tragen wesentlich dazu bei, dass ästhetische Innovationen aus Marokko nicht übersetzt werden, ebenso wenig wie Schilderungen aus dem Alltag marokkanischer Frauen, die „als Zeugnis der Wandlung der Gesellschaft“ von großem Interesse sind. Stattdessen wird eher übersetzt, was „vorhandene Klischees über die angeblich rückständige arabische Gesellschaft“ bestätigt.

Wiederum ist es einer Einzelperson, der engagierten Verlegerin Donata Kinzelbach, zu verdanken, dass wenigstens ein kleiner Ausschnitt der marokkanischen Literatur bei uns greifbar ist, und wie in anderen Fällen bewahrheitet sich auch hier, dass „zufälligen Koinzidenzen mit aktuellen bundesrepublikanischen Zeitströmungen“ (Regina Keil nach Gilzmer) eine wesentliche Rolle zukommt.

Die Dominanz der Gattung Roman manifestiert sich nachdrücklich in Transferprozessen. So erschien bislang kein marokkanisches Drama auf Deutsch, und die Lyrik hat einen besonders schweren Stand. Dies zeigt der Beitrag von Beatrice Nickel, der auf eine Eigentümlichkeit des Kulturtransfers verweist, dass nämlich Übersetzungen und deren Publikation selbst in Verbindung zu Künstlerkollegen nicht automatisch zu einer Verbreitung der Werke führen, weshalb es auch sinnvoll wäre, die Auflagenhöhe in den jeweiligen Untersuchungen zu berücksichtigen, doch ist der Zugang zu diesen Zahlen in der Regel schwierig. Im untersuchten Fall von Pierre Garnier kann man nicht einmal von Übersetzungen sprechen, da er selbige für sein Werk ausschließt, und persönlich zwischen 1987 und 2005 fast vierzig Werke (mitunter zweisprachig) auf Deutsch publiziert und an zahlreichen Ausstellungen in Deutschland mitgewirkt hat. Obwohl seine Konzeption des *spatialisme* für eine breite Öffentlichkeit angelegt, der materielle Transfer geradezu überreich und die Einbindung in den intellektuellen Kontext konkret erfolgt ist, kann man von einer wirklichen Rezeption in Deutschland kaum sprechen, was deutlich macht, wie komplex die Untersuchung dieser Phänomene ist.

Den „editorialen Peritext“, d.h. vor allem die Gestaltung von Buchumschlägen und Klappentexten untersucht Mirjam Tautz, wobei sie sich intensiv mit den unterstellten kulturspezifischen Wahrnehmungsdispositionen der Leser ausei-

nersetzt. Wie nah Frankreich uns ist, kommt wohl darin zum Ausdruck, dass sich eben nicht spezifisch französische Elemente auf den Covern finden, wohl aber der Hinweis, dass die Autoren wieder „erzählen“, also nicht mehr der offensichtlich als typisch französisch betrachteten Strömung des *nouveau roman* angehören, was einen deutlichen Unterschied zur Rezeption der frankophonen marokkanischen Literatur darstellt, wo eben nach Mechthild Gilzmer in Deutschland besonders klischeehafte Darstellungen Erfolg haben.

Die hier versammelten Beiträge befassen sich überwiegend mit nur einer Gattung: dem Roman, was allerdings die Realität des Transfers realistisch widerspiegelt. Hatte das französische Theater im Nachkriegsdeutschland eine wesentliche Rolle gespielt und sich größter Popularität erfreut, so ist es heute auf deutschen Bühnen eher marginal, wenn man von den Erfolgen der hier nicht erwähnten Jasmina Reza absieht. Dass einer der bedeutendsten zumal einflussreichsten französischen Lyriker, Pierre de Ronsard, mit rund 450 Jahren Verzögerung nun im 21. Jahrhundert auch auf Deutsch vorliegt, ist der jahrelangen Liebhaberei eines Romanistikstudenten, Georg Holzer, sowie dem Mut des ebenso kleinen wie exquisiten Elfenbeinverlags zu verdanken.

Wie schwer es die Lyrik hat, vor allem aber dass Übersetzung eben nicht gleich Rezeption ist, veranschaulicht der Beitrag von Beatrice Nickel. Sie erfordert ein Zusammenspiel der verschiedensten Instanzen: von Verlage, Lektoren, Agenten, Übersetzer/innen und *last not least* der Presse. Dieses Zusammenspiel garantiert aber selbst im Idealfall keinen Publikumserfolg, der mitunter durch gänzlich außerliterarische Phänomene befördert wird, wie van Treeck veranschaulichte, der überdies auf die „Rolle weiterer Akteure des deutschsprachigen kulturellen Feldes“ eingeht und gerade auch die Bedeutung der Presse genau untersucht.

Doch darf man ‚die Presse‘, genauer: das Feuilleton, keineswegs als homogenen Block verstehen. Auch hier sind es Individuen, oftmals mit einer besonderen Vorliebe für die Kultur unseres westlichen Nachbarn, die sich – mit wechselndem Erfolg – für die Verbreitung der französischen Literatur in Deutschland stark machen, so dass sich insgesamt das Fazit ziehen lässt, dass die hier untersuchten kulturellen Transferprozesse trotz der Vielzahl von Faktoren, auf denen sie basieren, ganz wesentlich von der Rolle einzelner Kulturvermittler abhängen. Dies gilt selbst für den institutionellen Bereich wie die Instituts français oder das Bureau du Livre der Französischen Botschaft.

Carolin Fischer